

Günter Rombold

Räume schöpferischer Freiheit für unsere Gemeinden

Muß eine Kirche der langweiligste Ort der Welt sein? Ein Ort, den man aus Pflichtbewußtsein und Konvention besucht, um Predigten in einer längst überholten Sprache zu hören und Lieder aus längst vergangenen Zeiten zu singen? Ein Ort, wo jeder brav in seiner Bank sitzt und nur einer agiert: der Pfarrer? «Aber wen überredet wohl diese vermummte Trübsal?»¹ «Was sind denn diese Kirchen noch, wenn sie nicht die Grüfte und Grabmäler Gottes sind?»² In der Tat, war nicht der Gottesdienst, wie er durch 150 Jahre hindurch landauf, landab gefeiert wurde, ein Vorbote des «Todes Gottes»? War er nicht Ausdruck eines Christentums, das auf Moral und Pflichtbewußtsein reduziert war, einer Kirche, in der allein der Klerus ein Recht auf Aktivität hatte, und einer Gemeinde, die zutiefst vom Individualismus ihrer Zeit beeinflußt war? Und mußte da nicht jede Kreativität sterben? Ist es nur ein Zufall, daß man im Stil vergangener Jahrhunderte baute, und daß der Kitsch triumphalen Einzugs hielt?

Man ist versucht zu antworten: das alles hat sich gewandelt. Wir haben eine erneuerte Liturgie und einen modernen Kirchenbau. In den letzten zwanzig Jahren sind Tausende «moderner» Kirchen entstanden. Wir haben Kathedralen aus Stahl und Beton errichtet und können sogar auf einige spektakuläre Meisterwerke hinweisen.

Merkwürdig ist nur, daß sich in den letzten Jahren immer mehr ein Unbehagen breit macht an dieser Art von Gebäuden, die so gewaltig den Anspruch der Kirche auf Ansehen und wiedergewonnene Geltung verkünden. Vieles, wenn nicht das meiste, was da gebaut wurde, erscheint nun als Symbol eines überholten Kirchenbildes, einer Kirche, die sich in mächtigen «Gottesburgen» verschanzt, statt sich ins offene Feld zu wagen und Gespräch und Auseinandersetzung zu suchen. Der Imponiergestus der ragenden Türme, der Steinmassen und Betonzelte stößt uns ab, statt uns einzuladen. Wir fragen uns, ob nicht das schöpferische Tun der Kirche tiefer ansetzen müßte, nicht

bei dem «Schaat an, wie modern wir sind», sondern bei der Gemeinde, die aus ihrem Glauben heraus kreativ wird.

Kirche als Haus der Gemeinde

Mit dieser Forderung befinden wir uns auf biblischem Boden. Aus der Apostelgeschichte wissen wir, daß die Christen den antiken Tempel abgelehnt haben: «Gott wohnt nicht in Tempeln, die von Menschenhand erbaut sind» (Apg 17, 24). Gott wohnt nicht in Gebäuden, sondern in Menschen: «Wißt ihr nicht, daß *ibr* Gottes Tempel seid und der Geist Gottes in euch wohnt? Wer den Tempel Gottes vernichtet, den wird Gott vernichten; denn der Tempel Gottes ist heilig, und der seid ihr» (1 Kor 3, 16).

Die ersten Gebäude, die die Christen errichtet haben, waren daher nicht Gottes-, sondern Gemeindegäuser. Eines davon ist uns durch glückliche Umstände wenigstens bruchstückhaft erhalten geblieben: das von Dura-Europos. Ein Haus mit mehreren Räumen, von denen nur für eines die Bestimmung gesichert ist: für den Taufraum. Christliche Häuser dieser Art haben sicher mehr mit jüdischen Gemeindegäusern und Synagogen zu tun gehabt als mit griechischen und römischen Tempeln.

In der konstantinischen Zeit änderte sich die Situation. Aus der *ecclesia pressa* wurde die anerkannte Reichskirche, und die kleinen Gemeinden wuchsen zu einer Massenkirche. Bezeichnenderweise hat aber auch sie in ihrem Bauen nicht bei den Tempeln angeknüpft, sondern große Versammlungsräume geschaffen, eben die Basiliken. Noch Augustinus definiert den Kirchenbau mit den Worten: «*Ecclesia dicitur locus quo ecclesia congregatur.*»³

Hier setzen auch die Bemühungen unserer Zeit um eine theologische Begründung des Kirchenbaues an. So sagt der anglikanische Theologe Peter Hammond: «Das Kirchengebäude ist das Haus der Gemeinde im biblischen Sinne des Wortes; das Haus des Volkes, das selbst der Tempel des lebendigen Gottes, die Wohnung des Heiligen Geistes ist; ein geistliches Haus, aus lebendigen Steinen errichtet.»⁴ Von einem radikal pastorellen Ansatz her bezeichnete Bischof Bekkers die Kirche als «eine Art großes Wohnzimmer, ein Ort, wo die Gläubigen zusammenkommen, um dem Herrn und einander im Herrn zu begegnen.»⁵ Am konsequentesten hat Frédéric Debuyst die Idee von der Kirche als dem Haus der Gemeinde entwickelt. Wir werden auf seine Konzeption weiter

unten noch näher eingehen. Die Grundidee vom Haus der Gemeinde wird allerdings sehr verschieden akzentuiert. Das soll an drei Modellen veranschaulicht werden.

Zentren sozialer Dienste

Die Gemeinde der Church of England in Hodge Hill, Birmingham, hat im Jahre 1958 eine Kirche in Verbindung mit einem Jugendzentrum errichtet, deren Konzept in vieler Hinsicht bemerkenswert ist.⁶ Vorausgegangen waren Jahre des Gesprächs und der Diskussion zwischen der Gemeinde und dem Institute for the Study of Worship and Religious Architecture an der Universität Birmingham, in denen sich zunächst das pastorelle Konzept herauskristallisierte. Realisiert wurde es von der Birmingham School of Architecture.

Die Anlage ist ein Zentrum kirchlichen Dienstes für das ganze Stadtviertel geworden. Der Hauptraum wird an Sonntagen für den Gottesdienst verwendet, an den übrigen Tagen jedoch steht er der Gemeinde für vielfältige Aufgaben zur Verfügung. Außerdem gibt es noch eine Sporthalle und einige kleinere Räume. Das Zentrum ist tatsächlich von morgens bis abends in Benützung; für die Jugend der Umgebung ist es ein Anziehungspunkt ersten Ranges geworden. Das ist allerdings nur deshalb möglich, weil es zwei hauptamtliche Jugendbetreuer und vierzig freiwillige Helfer gibt.

Die architektonische Gestalt des Zentrums weicht sehr stark vom üblichen Bild einer Kirche ab. Nach außen treten zwei breit gelagerte saalartige Gebäude in Erscheinung, daneben das Pfarrhaus. Im Inneren fällt auf, welch großer Wert auf eine gute Belichtung und auf warm und wohnlich wirkendes Material gelegt wurde (vor allem Ziegel und Holz). Der Großteil der Einrichtung ist mobil, daher kann man die Stühle zum Altar, oder, wenn man sie um 90 Grad dreht, zur Bühne hin orientieren. Die alten Leute können bei einem Fest an Tischen sitzen und die Jugend kann ihre Tennistische aufstellen. Der Raum wirkt so, daß man sich darin zuhause fühlt und angeregt wird – wie im eigenen Wohnzimmer –, Verschiedenes zu tun. Zweifellos wird heute in den meisten Gemeinden zunächst eine Scheu davor bestehen, im gottesdienstlichen Raum auch Weltliches oder «Profanes» zu tun. Am ehesten akzeptiert man noch ein Konzert, falls es sich nicht gerade um Jazz handelt. Daß hier nicht nur die Jugend anders empfindet, daß vielmehr die ganze Christenheit bis zum Ende des Mittelalters, ja teilweise bis ins

18. Jahrhundert hinein anders gedacht hat, hat unlängst J. G. Davies in einer gründlichen Studie nachgewiesen.⁷ Er hat damit die geistigen Voraussetzungen für eine Konzeption wie die der Mehrzweckkirche in Hodge Hill geschaffen.

Niemand wird natürlich übersehen können, daß die Lebensäußerungen einer Gemeinde und damit die Funktionen eines Gemeindezentrums heute andere sind als zu früheren Zeiten: es gibt heute in der Kirche kein Asylrecht mehr, man wird in ihr nicht mehr – wie im Mittelalter – den Zehnten erheben oder an den Heiligenfesten Märkte abhalten.

Die Gemeinde von Hodge Hill ist von der Überzeugung ausgegangen, daß ihre Aufgabe eine soziale und zugleich eminent christliche ist: der Dienst an den Menschen dieses Stadtviertels. Das bedeutet ein vielfältiges Angebot für die verschiedenen Menschen und Gruppen. Für den Architekten erschwert es die Aufgabe, denn zweifellos nehmen für ihn die Schwierigkeiten mit der Zahl der gewünschten Funktionen zu. Es muß betont werden, daß ein «Mehrzweckraum» kein Allzweckraum sein kann, wenn man nicht einen gesichtslosen Raum schaffen will, der auf jede Form von Gestaltung verzichtet. Was verlangt wird, sind Räume, die architektonisch akzentuiert sind, aber Freiheit lassen, die die Phantasie anregen, aber nicht fixieren.

Orte schöpferischer Auseinandersetzung

Den Teilnehmern des First International Congress on Religion, Architecture and the Visual Arts, New York 1967, ist allen das Happening «Ordeals» unvergeßlich, das sie in der Judson Memorial Church in Greenwich Village miterleben durften. Zwei der «Väter» des modernen Happening, Lawrence Kornfeld und Al Carmines, hatten es arrangiert und zu diesem Zweck die Kirche gründlich verwandelt.

Was haben wir da in knapp einer Stunde erlebt? Wer eintrat, wurde von einem farbigen Mädchen geküßt, eine Treppe hinaufgejagt, wo er einen undefinierbaren Brei verzehren mußte, um sich – von Scheinwerfern geblendet – einem Verhör ausgesetzt zu sehen. Durch ein Dschungel von Schaumgummi und Packpapier gehetzt, vor eine Wand gestellt und mit ausgebreiteten Armen fotografiert, mit zwanzig Leidensgenossen einem Lehrer ausgesetzt, der ein Kinderlied eindrillte, einer Prüfung unterzogen, von einem Mädchen zum Tanz geführt, das sich alsbald als Mann entpuppte und schließlich von einem Arzt gebeten,

die Zunge zu zeigen, worauf einem der baldige Tod verkündet wurde . . . das waren einige der Stationen des absurden Weges, den wir gingen, ständig an der Grenze von Entsetzen und Gelächter.

Was hatte das alles für einen Sinn? Harvey Cox, der auch mit von der Partie war, warnte in einem kleinen Essay vor einer Überinterpretation. «Es war eine Erfahrung von Unsicherheit, Ärger, Erotik, Verwirrung, Spaß – nichts anderes» und doch – wir erfuhren etwas, «was uns anregte, unsere Sinne schärfte und die übliche Weise, zu sehen, in Frage stellte». ⁸ Die Absurdität des Lebens in eine Stunde zusammengedrängt – wie in Kafkas «Schloß», wenn auch in einer deutlich amerikanischen Version.

Warum das alles in einer Kirche? Ich möchte zurückfragen: Warum nicht? Warum sollten wir nicht gerade hier mit all dem Schönen und Bedrückenden, dem Durchschaubaren und Unbegreiflichen unseres Lebens konfrontiert werden? Oder ist eine Kirche eine Insel, wohin man sich aus dem Leben flüchtet, wenn man nicht mehr damit fertig wird? Hat nicht auch das Mittelalter seine heiligen und unheiligen Spiele – etwa das Feast of Fools – in den Kirchen gefeiert?

Das alles könnte allerdings auch in eine andere Richtung gehen: in die der Diskussion, der Auseinandersetzung des christlichen Gewissens mit der politischen Wirklichkeit unserer Tage. Dafür plädiert der Schweizer Architekt Walter M. Förderer: «Wenn überhaupt noch Kirchen gebaut werden sollen, müßten sie Orte der Auseinandersetzung sein, also mehr als nur Orte gelenkter Meditation und rezeptiver Andacht. Sie sollten nicht Orte sein nur abstrakt feierlichen Zelebrierens oder gar Mystifizierens, sondern Orte der Realität inmitten anderer Realitäten . . . Im Blick auf die fruchtbare Spannung innerhalb der Kirche und angesichts der demokratischen Gesellschaft muß es völlig neue Experimente im Kirchenbau geben: Versuche außerhalb der etablierten Kirchenzentren; bauliche Improvisationen an Orten, die als städtebauliche Zentren längst schon größere Bedeutung erlangt haben als die sogenannten Zentren der kirchlichen Institutionen.» ⁹ Förderer spricht von der «Kirche» in der City-Garage, im Bahnhof, in dichten Wohnquartieren oder bei großen Ausstellungen.

Wie wir sehen, kann «Kirche als Ort schöpferischer Auseinandersetzung» verschiedenes bedeuten: gestalterische oder politische Auseinandersetzung. Die politische Auseinandersetzung birgt

Chancen und Probleme: die Chance der Überwindung der «Schwellenangst», die viele abhält, eine Kirche zu betreten, aber auch die Gefahr des Mißbrauchs oder der Manipulation. Auch müßte sehr sorgfältig überlegt werden, wo sich Menschen von heute gerne versammeln und wo nicht (der Wohnblock wird meist nicht geeignet sein!), wenn man nicht in eine neue exklusive Situation geraten will.

Die gestalterische Auseinandersetzung wird oft weiter reichen. Das Happening in New York hat tiefere Fragen aufgerissen als es unsere Tagespolitiker für gewöhnlich tun. Es steht hier natürlich nur als Beispiel für alle jene Gestaltungen und Aktionen, wo die Grenzen zwischen «Kunst» und Leben fließend geworden sind. Im Grunde tendiert die ganze moderne Kunst dahin, wodurch sie völlig neue Möglichkeiten gewinnt, sich mit dem Leben auseinanderzusetzen. Hier können die eigentlichen Dimensionen unseres Lebens ausgelotet werden.

Orte der Feier des Passab-Mysteriums

Osternacht 1968 bei der Studentengemeinde in Nijmegen. Drei Studenten, die man nicht mehr vergißt. Alle Mittel werden eingesetzt: Dia werden auf drei große Leinwände projiziert, Sprechstücke werden vorgetragen, es wird in drei Sprachen gesungen: englisch, französisch und holländisch. Alte Musik und Negro Spirituals wechseln ab und siehe da: sie vertragen sich. Die großen Fragen der Menschheit werden wach: Woher kommen wir – die Schöpfung; wohin gehen wir – Tod und Auferstehung. Es wird sehr still, als Bilder des Grauens gezeigt werden und am Schluß erfaßt jubelnde Begeisterung die Studenten, als der große Alleluia-Ruf erklingt und alle sich Schalom wünschen.

Wenn die Kirche das Haus der Gemeinde ist, dann muß dieses Haus vor allem den Festen dieser Gemeinde Raum bieten. Im Fest feiert eine Gemeinde ja den Sinn ihres Daseins, sie erfährt das Leben als köstliches Geschenk, und sagt Ja und Amen dazu. ¹⁰ Bei jedem Fest gibt es etwas Festwürdiges, etwas, das gefeiert wird. Wenn wir den Geburtstag eines Freundes feiern, so wollen wir ihm auf diese Weise zeigen, was er uns bedeutet, daß er uns ans Herz gewachsen ist. Wir geben unserer Freude Ausdruck, daß es ihn gibt, daß er lebt, daß er noch in unserer Mitte weilt. Von so einem Fest strahlt etwas aus auf unseren Alltag, das uns hilft, seine ermüdende Gleichförmigkeit, seine Stumpfheit und Sturheit zu überwinden. Platon sagt einmal, die Feste seien ein Geschenk

der Götter, damit die Menschen wieder Geradheit empfangen und Richtung.¹¹

Die christliche Gemeinde feiert das Passah-Mysterium. Wir freuen uns darüber, daß der Herr lebt und in unserer Mitte weilt. Darin ist uns der Sinn des Lebens verbürgt: das göttliche Ja zum Menschen ist gesprochen.

Es wurde schon gesagt, daß man davon bei den meisten Eucharistiefiern unserer Gemeinden wenig spürt. Das pfingstliche Feuer des christlichen Festes ist ausgelöscht, und auch der liturgischen Erneuerung ist es nur selten gelungen, es wieder zu entfachen. Warum? Weil wir uns noch viel zu wenig Gedanken darüber gemacht haben, wie der heutige Mensch ein Fest feiert, welche Lieder er singt, welche Instrumente er spielt, welche Bilder und welche Räume er liebt. Die törichte und letztlich unmenschliche Verachtung des Leibes durch die Christen des 19. Jahrhunderts hat auch die Kunst aus unseren Kirchen vertrieben. Wenn wir nicht den Mut haben, die Kunst von heute in unsere Kirchen einzulassen, die Rhythmen unserer Musik in ihnen ertönen zu lassen, wenn wir nicht der Phantasie wieder freien Lauf lassen, dann wird die ganze liturgische Erneuerung den Menschen von heute nicht erreichen. Zum Wagnis, das dazu gehört, müssen wir Ja sagen, wie Harvey Cox in seinem wunderbaren Buch über das Fest und die Phantasie es uns gesagt hat.¹²

Wenn die Feier des Passah-Mysteriums «der Gipfel» ist, «dem das Tun der Kirche zustrebt, und zugleich die Quelle, aus der all ihre Kraft strömt»,¹³ dann müssen auch die Räume, in denen sich die Gemeinde trifft, etwas vom Geist dieses Festes spüren lassen. Darum insistiert Frédéric Debuyst darauf, das Haus der Gemeinde sei ein «Paschal-meeting room» ein Raum der Begegnung, der vom Passah-Mysterium her seinen Sinn und seine Prägung erhält.¹⁴

Er ist der Meinung, die wirklich guten Kirchen

der Zukunft sähen eher wie einfache Häuser und nicht wie die Kirchen der Vergangenheit und Gegenwart aus. Er verbindet seine theologischen Aussagen mit einer bemerkenswerten Phänomenologie des modernen Hauses, das nicht mehr wie das Haus in früheren Zeiten primär dazu da ist, Schutz zu bieten, sondern Raum menschlicher Kommunikation zu sein. Das moderne Wohnzimmer ist vielfältig nutzbar, tendiert daher zur Mobilität und begünstigt dadurch die Kreativität des Menschen.

Man darf den Vergleich des Gemeindehauses mit dem modernen Haus gewiß nicht pressen; es geht um die Idee des Hauses als Kommunikationszentrum und nicht um die Kopierung äußerer Formen. Und es geht darüber hinaus darum, zu zeigen, daß das Tun der Gemeinde im Fest gipfelt, daß daher auch die Räume festlichen Charakter haben sollen. Damit ist keine «schwitzende» Feierlichkeit gemeint und kein festlicher Prunk. Der Rahmen des christlichen Festes soll einfach sein. Wir denken daran, daß die durchgeistigte Einfachheit der Zisterzienser uns einige der schönsten Kirchen, Refektorien und Kreuzgänge des Mittelalters geschenkt hat. – Wenn diese Gedanken akzeptiert werden, bedeutet das eine grundlegende Änderung des Bauens für unsere Gemeinden.

Drei Modelle vom Bauen für die Gemeinde von heute wurden vorgestellt. Trotz aller Verschiedenheiten ist die Verwandtschaft der Konzeption nicht zu übersehen. Kirche als Haus der Gemeinde ist – wenn auch jeweils in anderer Ausprägung – immer ein Zentrum lebendiger Kommunikation. Es leuchtet ein, daß architektonische und künstlerische Akzentuierung dazu beitragen kann, der Begegnung der Menschen selbst schöpferischen Charakter zu verleihen. Das geschieht allerdings nur dann, wenn man nicht starren Schemata folgt, die die Menschen und ihre Phantasie fixieren, sondern Räume schöpferischer Freiheit schafft.

¹ Friedrich Nietzsche, Also sprach Zarathustra, II «Von den Priestern».

² Friedrich Nietzsche, Die fröhliche Wissenschaft 125.

³ Augustinus, Quaest. in Heptat. 3, 57: CSEL 28, 3, 289.

⁴ Peter Hammond, Liturgy and Architecture (London 1960) 28.

⁵ Bischof Bekkers, zitiert nach F. Debuyst, Modern Architecture and Christian Celebration (London 1968) 9.

⁶ Die Kirche von Hodge Hill wurde publiziert in: The Architects Journal, London, 8 October 1969, 875 ff und in: Christliche Kunstblätter, Linz 1969, 85 ff.

⁷ J. G. Davies, The Secular Use of Church Buildings (London 1968).

⁸ Harvey Cox, Kinesthetic Happening: Art or Artocity: Revolution, Place and Symbol (New York 1969) 216 ff.

⁹ Walter M. Förderer, Zentren politischer Urbanität: Hans-Eckhard Bahr, Kirchen in nachsakraler Zeit (Hamburg 1968) 114 ff.

¹⁰ Josef Pieper, Zustimmung zur Welt (München 1963).

¹¹ Platon, Nomoi 653 c-d.

¹² Harvey Cox, The Feast of Fools. A Theological Essay on Festivity and Fantasy (Cambridge, Mass. 1969).

¹³ II. Vaticanum, Constitutio de sacra liturgia, 10.

¹⁴ Frédéric Debuyst, Modern Architecture and Christian Celebration (London 1968) 19 passim.

GÜNTER ROMBOLD

geboren am 2. Januar 1925 in Stuttgart, 1949 zum Priester geweiht. Er studierte an den Universitäten Linz und München, ist Doktor der Philosophie und Theologie sowie Lehrer am Gymnasium von Linz. Er veröffentlichte u. a.: Der Mensch vor Gott (Linz 1966).